

Löwen, Leoparden, Geparden, Hyänen hatten wir noch nicht gesehen und nur bei unserer Einfahrt eine einzelne Giraffe.

Ich blickte nicht nur auf die mir bekannte Piste, sondern auch angestrengt ins Gebüsch, zusätzlich auf die sagenhaften Augen von Keru vertrauend, als meine Schwiegermutter aufschrie!

„Löwen! Ich habe Löwen gesehen! Löwen, es sind Löwen!“

Ungläubig blickten wir sie an. Niemand im Auto hatte seit einiger Zeit überhaupt ein Tier gesehen, schon gar kein großes und erst Recht keinen Löwen. Wir schmunzelten wie über einen Scherz, der die Langeweile unterbrechen sollte, welche aufzukommen schien. Ich fuhr langsam um mich blickend weiter.

„Meine Mutter gibt keine Ruhe. Sie sagt, dass sie wirklich Löwen da hinten gesehen hat“, erklärte mir meine Frau ein Gespräch, das sich hinter meinem Fahrersitz entsponnen hatte.

„Gut, dann fahre ich eben zurück. Man kann ja nie wissen, aber ich glaube da ist ganz sicher nichts.“

Die Anderen im Auto beschwerten sich nicht laut, schienen aber nicht damit einverstanden, umzukehren. Nach etwa dreihundert Metern rief meine Frau: „Sie hat Recht. Da schau: Löwen, ganz viele.“

Ich sah nichts, absolut nichts. Da war nur Gebüsch. Auch die Anderen wurden aufgeregt, sagten immer wieder „da“ und „dort“, „Löwen, Löwen, Löwen!“

Aber ich hatte doch so viele Touristengruppen in Etosha recht erfolgreich herumgefahren! Nie hatte ich Löwen übersehen, schon gar keine Gruppe! Das konnte nicht sein. Ich bat meine Frau, mich anzuweisen, wie ich das Auto hinstellen sollte, damit alle ihre vermeintlichen Löwen sehen könnten, folgte ihren Anweisungen gelangweilt und stellte schließlich den Motor ab: „Na, und? Wo sind sie denn jetzt. War wohl nichts, oder?“

Nun erklärten mich alle mit sehr höflichen Worten für blind. Als jemand meinen Kopf in seine Hände nahm, um mein Augenmerk auf die vermuteten Objekte auszurichten, wollte ich unwirsch reagieren, erstarrte aber: Im Gebüsch lag eine Gruppe von mindestens sieben Löwen mit Jungen. Peinlich!

Wie viele zahlende Besucher aus Europa musste ich schon an den herrlichsten Tiermotiven vorbeikutschert haben. Ich ärgerte mich über mich selbst, freute mich gleichzeitig, neue Lehrmeister gefunden zu haben. Es würde noch so viele Jahre dauern, bis ich mich einen halbwegs lebensstüchtigen Afrikaner nennen könnte. Meine Europäeraugen waren selbst nach jahrelangem Aufenthalt auf diesem Kontinent immer noch zu sehr an Enge und die bescheidenen Weiten meiner Heimat gewöhnt.

Etwa eine halbe Stunde lang beobachteten wir die Raubtiere. Ich hatte das Auto näher herangefahren. Die Entfernung

betrug noch etwa einhundert Meter. Das war der empfohlene Sicherheitsabstand für Touristen. Gelegentlich stand eine Löwin auf, streifte umher, blieb stehen, blickte in unsere Richtung, ging an ihren alten Platz zurück. Andere waren weiter gezogen, verschwanden irgendwo im Gebüsch. Wir konnten nicht feststellen, wie viele Tiere dort wirklich beisammen waren. Große Augen vor allem der jungen Mitfahrer ließen mich mein Unvermögen vergessen. Ich freute mich mit ihnen, so viel Glück gehabt zu haben. Was würden sie in Kindergarten und Schulen zu erzählen haben!

Die Sonne stand tief, es wurde Zeit, zum Restcamp zurückzufahren. Die Tore wurden nämlich mit Einbruch der Dämmerung geschlossen. Wer zu spät kam, musste damit rechnen, eine hohe Strafe zu zahlen oder wurde sogar in Begleitung von Rangern sofort aus dem Park verwiesen.

Schweren Herzens teilte ich der Gruppe im Auto mit, dass wir aufbrechen müssten. Enttäushtes Atmen raunte um mich herum, als ich den Motor anließ. Der Kleinbus rollte langsam vorwärts. Ich wollte schalten, als er zu hoppeln begann. Sofort bremste ich, schaute bei laufendem Motor in den Rückspiegel. Ein Reifen war platt. Völlig platt bis auf die Felge! Vermutlich hatten wir uns irgendwo einen Nagel eingefahren. Während der Löwenbeobachtung war die gesamte Luft langsam aber stetig entwichen.

Als Farmer, der auch Touristentouren durchführte, hatte ich lernen müssen, wie man sich in dieser Situation verhält. Regel eins: Gäste beruhigen, Regel zwei: selbst Ruhe bewahren, Regel drei: äußerste Vorsicht, Regel vier: alle Augen blicken

ständig die Umgebung ab, und so weiter. Letzte Regel: Reifen wechseln.

Meine Frau war als Reiseleiterin den Umgang mit Touristen gewohnt. Mein ältester Schwager, Sigopeni, hatte unter anderem Autotechnik gelernt. Er war der besonnenste und ruhigste Mensch, mit dem ich je kennengelernt hatte. Ich gab Anweisungen: „Alle bleiben im Auto sitzen. Jeder schaut in eine andere Richtung und versucht, zu sehen, ob ein Löwe oder ein anderes Wildtier auf uns zukommt. Denkt daran, dass wir nicht alle Löwen gesehen haben. Es ist wahrscheinlich, dass um uns herum Tiere auf Lauer liegen, nicht nur an der Stelle, die wir beobachtet haben. Ich alleine gehe hinaus. Sigopeni folgt mir und stellt sich mit seinem Rücken zu meinem. Er folgt meinen Bewegungen, blickt dabei aber immer in die Landschaft hinter mir. Die Schiebetür vom Bus bleibt geöffnet. Einer hält die ganze Zeit den Griff in der Hand. Die beiden Plätze nahe der Schiebetür bleiben frei. Alle Fenster werden geschlossen. Sollte sich ein Löwe nähern, wird zuerst Sigopeni zurück ins Auto springen, danach ich. Der Türhalter muss dann sofort die Schiebtür zuwerfen. Alles, was ich gesagt habe, ist wichtig. Ich wiederhole das noch einmal:.....“

Dann beruhigte ich die ängstlichen Gesichter: „Es ist fast unmöglich, dass uns ein Löwe angreift. Ist nur eine Vorsichtsmaßnahme, sonst nichts. So, jetzt geht es los.“

Ich stieg aus, hinter mir führte Sigopeni als mein Bodyguard seinen Auftrag aus. Werkzeug zum Reifenwechsel hatte ich immer griffbereit unter einem der Sitze im Kleinbus

aufbewahrt. Die beiden Reserveräder waren an klappbaren Spezialhalterungen hinter der Hecktür am Fahrzeugrahmen befestigt. Mir pochte das Blut in den Adern. Ich fühlte mich ähnlich wie bei vergleichbaren Situationen in der algerischen Sahara angesichts einer Giftschlange und mitten im Kampfgetümmel eines Bürgerkrieges mit meinem Geländewagen zwischen den sich beschießenden Parteien hindurch fahrend. Mit anderen Worten: Ich hatte Angst.



*Eine Löwin überquert die Piste in Etosha*

Dennoch gelang es mir, mit ruhigen Händen zügig den Reservereifen abzuheben. Als ich den beladenen Kleinbus hochbockte, wollte mir Sigopeni zu Hilfe kommen. Ich drehte mich unwirsch um: „Was habe ich gesagt! Du musst nach

hinten schauen. Willst Du, dass wir beide von Löwen gefressen werden!“ Mein Schwager zuckte in seine alte Position zurück. Ich schwitzte allein weiter vor mich hin. Als der Ersatzreifen auf der Achse saß, zog ich die Muttern schnell handfest an, warf die Felge mit dem platten Reifen ins Auto, befahl Sigopeni: „Spring rein!“ und folgte ihm.

Beinahe hätte mir der „Türhalter“ noch eine Hand mir der Schiebetür eingeklemmt, so rasch schlug er sie zu.

Applaus! Applaus! Applaus! Der Wagen tobte und meine Schwiegermutter gab ohrenbetäubende Freudentriller zum Besten, die fast mein Trommelfell zerfetzt hätten. Sie nahmen meine Hand, streichelten mir über den Unterarm.

„Und Sigopeni?“ fragte ich. „Und Ihr alle? – Wir haben das alle gemeinsam gemacht. Wir sind gut zusammen, richtig gut!“ Jodeln, Trällern Jauchzen, tiefstes Ausatmen. Dann reichte jemand Sigopeni und mir eine Flasche mit Wasser. Während wir tranken, begann ein aufgeregtes Geplapper durcheinander, das wohl mir galt. Meine Frau übersetzte mir:

„Sie wollen Dir sagen, dass meine Mutter die ganze Zeit während ihr beide draußen gewesen seid, nur starr vor sich hin geweint und gebetet hat.“

Sicher haben wir dieser Fürsorge zu verdanken, dass wir dieses Abenteuer überlebten.

Hungrig, matt und müde fuhren wir zum Abendgrill ins Restcamp zurück.

Die Nacht wurde von Träumen durchbrochen, am nächsten Morgen tauschten wir sie beim Frühstück aus. Eine weitere Rundfahrt sollte uns zu Elefanten führen. Ich kannte einige Wasserstellen, an denen die Chance groß war, welche zu sehen. Wir fuhren direkt dorthin.